

Die Zeit vom 08.12.2005

## „Ich will nur fröhliche Musik“

**Urban ist 46, ihn erwartet ein qualvoller Tod. Er wählt die Sterbehilfe und läßt sich nach Zürich fahren. In den letzten Stunden gibt er den Geschwistern Kraft und bittet sie, seine Geschichte aufzuschreiben**

Von Bartholomäus Grill

Es ist der Moment, den die Mutter am meisten gefürchtet hat. Der Moment, der die Kraft einer jeden Mutter übersteigt. Gleich wird ihr Sohn aufstehen von dem Platz unter dem Kruzifix am Küchentisch, an dem er immer sitzt. Er wird zu ihr sagen: Du warst die beste Mutter der Welt, ich danke dir für alles. Aber jetzt muss ich gehen.

Dann tritt er zum letzten Mal aus der Küche mit dem böhmischen Gewölbe hinaus. Die Mutter begleitet ihn diesmal nicht. Zum ersten Mal bleibt sie sitzen auf dem Platz in der Küche, an dem sie immer sitzt, und hört seine Schritte im Hausflur verhallen.

Urban steht noch einen Augenblick in der Hofeinfahrt, ein warmer, bernsteingelb leuchtender Spätherbsttag, er trägt seinen schwarzen Ledermantel und hat seine Sonnenbrille auf. Er schaut sich noch einmal um. Das Bauernhaus. Der Obstanger. Der Hühnerstall. Der Getreidespeicher mit dem leeren Storchennest auf dem Dachfirst. Dann steigt er ins Auto.

Seine letzte Reise beginnt, die Reise in den Tod, von Oberbayern in die Schweiz, nach Zürich, zu den Sterbehelfern von Dignitas.

Es ist 8.35 Uhr morgens, 25. November 2004, als das Auto in die Bundesstrasse 15 einbiegt. Urban weiß, dass er in ungefähr dreißig Stunden tot sein wird.

Der Tag, an dem er die Reise ohne Wiederkehr beschlossen hat, war der 30. Oktober. Er war mit seiner Schwester in Augsburg gewesen, bei einem Heilpraktiker, der mit biologischen Zytostatica arbeitet, mit „einzigartigen Mitteln“, wie er betonte. Aber nach einer dreistündigen Diskussion kapituliert er: Warum sind Sie mit ihrem Krebsleiden nicht viel eher gekommen? Jetzt ist die Heilung leider sehr unwahrscheinlich. Weil die Hoffnung, die der Mann noch machen konnte, so winzig war, hat Urban diese letzte Option verworfen. Auf der Heimfahrt packte ihn die Wut, er wäre beinahe aus dem fahrenden Auto gesprungen. Seine Schwester schrie ihn an. Sie kehrten ins Elternhaus zurück, und noch am selben Abend entschied er: Ich will nicht mehr.

Irgendwann im März hatte Urban zum ersten Mal von Sterbehilfe gesprochen, in Amerika wurde wieder einmal erbittert darüber gestritten, ob man die Apparate, die Terri Schaivo fünfzehn Jahre lang im Wachkoma am Leben – oder am Sterben – gehalten haben, abschalten dürfe. Das ist doch pervers, kommentierte Urban, jedes todkranke Tier wird eingeschläfert, bei Menschen ist es ein Verbrechen. Dass er selber schon bald in die Lage kommen würde, schnell sterben zu wollen, war ein fernes, unwirkliches Szenario. Urban war optimistisch. Natürlich würde er den verdammten Krebs besiegen.

Keine fünf Monate später, im August, bittet Urban seinen Bruder, Kontakt zu Dignitas aufzunehmen. Er studiert die postwendend aus Zürich zugesandten Unterlagen sehr gründlich. Menschenwürdig leben, menschenwürdig sterben – allein die Tatsache, dass dieser Notausgang offen stand, besänftigt ihn in seinem Zorn auf Gott und die Welt. Die Geschwister ängstigt er. Ein Schierlingsbecher für unseren Bruder, undenkbar, völlig ausgeschlossen.

Urban wird Mitglied bei Dignitas, nur wer Mitglied ist, kann die Dienstleistung der Organisation, den assistierten Suizid, in Anspruch nehmen. Er zahlt die Aufnahmegebühr und den Mindestjahresbeitrag, insgesamt 150 Franken.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er die hochdosierte Chemotherapie bereits abgebrochen, sie macht mich wahnsinnig, klagte er, ich bin kein Versuchskarnikel, ich bin ein Mensch, dem noch eine Freiheit geblieben ist, eine einzige: der begleitete Freitod. Helft mir, ich weiß, dass ich euch etwas Unmögliches abverlange. Was hätten ihm seine Geschwister entgegenhalten sollen, nach diesem Golgatha eines Krebskranken, das sie selber oft an den Rand der Verzweiflung getrieben hat?

Bei Forstinning fährt das Auto auf die A 94, Urban verläßt den inneren Heimatkreis. Er wird begleitet von der Schwester, dem Bruder und Joe, einem engen Freund, der das Fahrzeug, einen Lieferwagen seiner Firma, für den Kranktransport behelfsmäßig umgerüstet hat. Alle hoffen, dass keine medizinischen Komplikationen während der Anfahrt auftreten. Urban wurde auf die Ladefläche gebettet, die Vorhänge sind zugezogen, er ist eingeschlummert.

Die Schwester, eine Arzthelferin von Beruf, hat alle nötigen Hilfsmittel eingepackt, Medikamente, Injektionskanülen, Messgeräte, Verbandsmaterial, eine Wärmeflasche für die eisigen Füße. Sie betreut Urban seit neun Monaten mit schwesterlicher Hingabe, sie ist unglaublich stark, aber diese Reise wird am Ende auch ihre Kräfte aufzehren.

Er begann mit einem eitrigen Abszess am linken Zungenrand. Irgendeine Mundinfektion, glaubte Urban zunächst, aber der unheimliche Schmerz alarmierte ihn. Zahnarzt, HNO-Spezialist, Gewebeprobe, nach drei Tagen die Diagnose: pT3 pN0 G 2-3 R1 M0 Mundbodenkarzinom links. Zungenkrebs im fortgeschrittenen Stadium, Überlebenschance allerhöchstens fünfzig Prozent. Das war am 18. März 2004, zwei Tage nach seinem sechsundvierzigsten Geburtstag. Nach drei weiteren Biopsien ist der histologische Befund unumstößlich. Am 23. April die erste Operation im Universitätsklinikum München-Großhadern, langsame Rekonvaleszenz, dann eine arterielle Spritzblutung, Notoperation. Es war, als würde ich im eigenen Blut ersaufen, erzählt Urban auf der Intensivstation. Ab dann geht es allmählich aufwärts. „Am 24. Mai 2004 wurde eine Nachresektion durchgeführt. Der Tumor konnte in sano entfernt werden“, vermerkt das Datenblatt der Uniklinik. Erstaunliche Besserung, Urban kann wieder feste Nahrung zu sich nehmen.

Er geht mit den Geschwistern zum Essen, zu Roberto, seinem Italiener, und zwingt ein Zanderfilet hinunter, ganz langsam, Gabelspitze für Gabelspitze, es dauert fast eine Stunde, aber es klappt. Die Zuversicht ist zurückgekehrt.

München, Mittlerer Ring. Fließender Verkehr, der Lieferwagen kommt zügig voran.

Es ist Juni. Die Strahlentherapie in Traunstein beginnt, fünfzig Stunden bio-elektrische Kannonade, Tag um Tag. Die dabei notwendige und unvermeidliche Zerstörung von gesundem Randgewebe führt zum Narbenzug und verursacht eine Kieferklemme. Der Mund

kann nur noch zwei Millimeter weit geöffnet werden, das Essen wird zur Tortur. Urban ist dennoch guter Dinge, freut sich über die deutschen Goldmedaillen bei den Olympischen Sommerspielen in Athen, pflegt sich und schraubt den „Tannenbaum“ zwischen seine Zähne, ein konisches Holzgewinde, das den gelähmten Kiefer allmählich wieder beweglich machen soll. Es klingt wie das Geräusch einer Laubsäge.

Am 30. September, nach einer der zahllosen onkologischen Nachuntersuchungen, erhält Urban die niederschmetternde Diagnose: das Plattenepithelkarzinom wächst wieder, es verbreitet sich schneller als vorher. Der Tumor hat in kurzer Zeit einen Durchmesser von neun Zentimetern erreicht, er wuchert im Rachen- und Mundraum. Urban stürmt aus der Praxis seines Hausarztes in Rosenheim, rast durch die Stadt zu seiner Wohnung, die Schwester kann ihm kaum mehr folgen, aber die Angst, die Todesangst, holt ihn ein. In Urban verglimmt der letzte Hoffnungsfünke.

Der Geschmacksinn ist stumpf, alle Speisen und Getränke schmecken gleich, nach verrosteten Nägeln, sagt Urban. Er ist abgemagert bis auf die Knochen, 45 Kilogramm wiegt er noch. Das Atmen fällt ihm zusehends schwerer, das Tracheostoma, die künstliche Luftröhrenöffnung im Hals, läuft immerzu mit Schleim voll, nachts häufen sich Erstickungsanfälle. Die Sprache schwindet; sie verwandelt sich in ein röchelndes Hauchen. Und dieser rasende Schmerz, immer wilder, immer böser, es wird schwieriger, die Schmerzspitzen zu brechen. Das Geschwür foltert mich, sagt Urban, es wächst, es arbeitet, es frisst mich auf. Schau meinen Kopf an, meinen Totenschädel. Ich vegetiere nur noch. Wie ein Stück verwundetes Vieh. Er empfindet seinen Körper als Kerker. So will Urban nicht leben. So will er nicht sterben.

Die Ärzte empfehlen eine radikale Chemotherapie, um den Tumor schrumpfen zu lassen und einen neuerlichen chirurgischen Eingriff zu wagen. Urban beginnt die Therapie, schon am Tag darauf befallen ihn schwerste Depressionen und Angstzustände. Eines Morgens wacht er auf und fährt mit dem Finger über seine Oberlippe. Der Bart, auf den er so stolz war, löst sich ab, als hätte er mit Schmirgelpapier drübergewischt. Es reicht. Nach zwei Wochen bricht er die Chemotherapie ab.

Ein Freund hat die Adresse eines Geistheilers herausgefunden. Die Schwester ruft ihn an. Nein, meint der Quaksalber am Telefon, da könne auch er nichts mehr machen. Urban packt jetzt oft der blanke Zorn, er hadert mit seinem Schicksal. Warum ausgerechnet ich? Er will nach Zürich, so schnell wie möglich. Er telefoniert mit Ludwig Minelli, dem Generalsekretär von Dignitas.

A 96, Autobahnraststätte Lechwiesen. Kurze Kaffeepause.  
Urban schläft.

Diese ärgerlichen Strelitzien auf dem Fenstersims. Wie sie mit ihren zinnoberroten Kranichschnäbeln hereinhacken ins Krankenzimmer, Urban hasst sie. Dieses Wuchern und Wachsen und Blühen, während er innerlich verfault. Die Natur ist gnadenlos, sie ist ungerecht. Urban will die Blumen aus dem Fenster werfen.

Er liegt jetzt in der Kreisklinik Ebersberg, Station 1.1, Raum P 2, die Palliativabteilung am Ende einer öden Zimmerflucht. Krankenbett, Blechnachtschrank, Infusionsgalgen, Stehlampe, an der kaolinweißen Wand verwaschene Aquarelle, Voralpensommerlandschaft mit Zwiebelturm, das Übliche. Palliativ, das heißt sanftes, ummanteltes Abschiednehmen, der Finalpatient soll möglichst schmerzfrei hinübergleiten in den Tod. Aber dies ist kein Ort, der das Sterben verschönert. Obwohl sich die Schwestern und Ärzte enorme Mühe geben.

Urban kann nicht mehr essen, die wenigen Bissen, die er hinunterwürgt, kommen oft wieder hoch. Der Chefarzt schlägt eine PEG-Magensonde zur künstlichen Ernährung vor. Urban lehnt kategorisch ab. Schluss, aus, schimpft er, es ist ein Witz, die Ärzte haben genug an mir verdient. Die wollen doch nur das Leiden verlängern. In kürzer werdenden Intervallen bittet er um schmerzlindernde Injektionen. Auf den Nachtschrank steht der Kapitän des Playmobil-Bootes, das ihm sein Patenkind gesandt hat. Das Männlein reißt die Arme hoch als wäre es entsetzt.

Urban schwimmt durch Tage, die nicht enden wollen. Es ist still. Man hört nur die Natriumchlorid-Lösung leise aus dem Infusomaten tropfen, das gedämpfte Verkehrsrauschen der B 304, das Ticken des Sekundenzeigers auf der Armbanduhr. Die Kompresse über dem Tracheostoma wölbt sich im Atemrhythmus auf und nieder.

Dämmern. Schlafen. Alpträumen.

Der Bruder verbringt einige Kliniknächte an seiner Seite.

Weißt du noch, Tuzla, flüstert Urban. Daran habe ich auch gerade gedacht, erwidert der Bruder. Die erste große Liebe in Jugoslawien. Tuzla, der Krieg, die Grausamkeiten. Die Brüder müssen nicht viel reden, sie unterhalten sich in Gedanken. Sie verabschieden sich aus dem Paradies, in dem sie gemeinsam waren: aus der Kindheit.

Eines nachts fährt Urban schreiend hoch. Ein Mann hat ihn im Traum angefallen und Fleischklumpen aus seinem Gesicht gebissen. Am anderen Morgen sagt er: Ich will heim. Vielleicht nimmt da der Horror ein Ende. Die Brüder eilen durch die lange Korridorflucht, neben dem Stationszimmer hat man zwei moribunde Greise abgestellt. Der eine rüttelt unablässig an seinem Stuhlgerüst, der andere presst eine Schnabeltasse an seine Lippen und scheint in der Bewegung erstarrt zu sein. „Weg von hier“, zischt Urban, „nur weg.“

Kilometer 166, Memmingen-Ost. Urban schläft immer noch. Die Schwester prüft Puls, Blutdruck, Temperatur. Sein Zustand ist stabil.

Urban liegt auf seinem Krankenlager im Schlafzimmer der Mutter, unter dem Bild mit dem flehenden Jesus auf dem Ölberg, genau gegenüber der Kammer, in der er im März 1958 auf die Welt kam. „Vielleicht kann ich da sterben, wo ich geboren wurde“, wünscht er sich. Daheim, im Elternhaus, verliert der Tod die Allmacht.

Auf der Frisierkommode steht eine Batterie von Medikamenten: Oxygesic, Novalgin, Amitriptylin, Durogesic-Pflaster, Dromabinol, Morphin-Ampullen. Die Schwester setzt ihm morgens, mittags und abends und bei Bedarf auch nachts schmerzstillende Spritzen. Zusätzlich wird er durch einen ambulanten Pflegedienst versorgt. Die Mutter kümmert sich rund um die Uhr um ihn. Auch Tante Lisi ist da und heitert Urban mit ihrem kernigen Humor auf. Jeden Tag besuchen ihn Freunde und Freundinnen; den engsten Vertrauten teilt er seinen unumstößlichen Entschluss mit. Sie verlassen weinend das Zimmer. Aber keiner spricht dagegen, alle verstehen seinen letzten Willen, alle unterstützen ihn.

Es sind trübe Novembertage, dichter Nebel umflort den Hof, auf den abgeernteten Äckern hört man die Saatkrähen zanken. Die letzten Blätter schweben aus den Baumkronen. „Das passt“, sagt Urban. Soll man es Galgenhumor nennen? Dazwischen noch einmal ein paar sonnige Tage, es ist für die Jahreszeit viel zu warm. Die Mücken sind auch noch da. Sie

traktieren Urban in der Dunkelheit, sie sirren und stechen und umschwirren ihn wie kleine nimmermüde Quälgeister.

Wieder eine furchtbare Nacht. Er träumte von Bomben, die auf seine Lieblingsstadt fallen, auf Dubrovnik. Die Adria verfärbte sich blutrot. Er schaut hinaus auf den Obstgarten. Der alte Birnbaum, dessen Stamm der Vater vor vierzig Jahren mit Mörtel verstärkt hat, weil er zu schwer trug und zerborsten wäre, steht und trägt immer noch. Der hat noch mehr Leben als ich, knurrt Urban. Die Geschwister reden oft über das Sterben und wie es wohl sein wird. Und über Schlafes Bruder, den Tod. Und über die schnellste aller Lösungen: Urban würde einfach in seinen weißen Mercedes C 180 steigen, einen seiner Lieblingssongs – Slow down der Band Morcheeba – voll aufdrehen und an den nächsten Baum rasen. Aber alle Überlegungen münden immer wieder in den Plan, sich helfen zu lassen beim Freitod.

Diese blöde Debatte, erbot sich Urban einmal. Unsere Geschichte, die Nazis, der millionenfache Judenmord, immer wieder die gleichen Totschlagsargumente, lächerlich sei das. Diese Menschen wurden bestialisch ermordet, ich treffe eine freie Entscheidung, ich habe doch ein Recht auf Selbstbestimmung, oder? Dass verbrecherische Euthanasie und humane Sterbehilfe in einem Atemzug genannt werden, empfindet er als Beleidigung.

Allein schon das Wort „Mord“. Urban möchte kein Selbstmörder sein. Er wählt den Freitod, weil ihm die unheilbare Krankheit keinen Ausweg mehr lässt. Er hat gute Gründe, er hat die besten Gründe. Und er fragt in den Debatten mit seinen Geschwistern oft: Warum gibt es diese Möglichkeit in Deutschland nicht? Warum bleibt aktive Sterbehilfe bei wirklich aussichtslosen Fällen wie meinem verboten? Warum wird sie kriminalisiert? Seine Antwort: Weil die Ärzte und die Pfarrer und die Betschwestern Herr über Leben und Tod bleiben wollen. Gott hat das Leben gegeben, Gott hat es genommen, die Kirche, hör mir auf damit! Bruder, du musst mir versprechen, dass bei meiner Beerdigung kein Kirchenchor singt und kein Heuchler predigt. Ich will kubanische Musik, fröhliche Musik, und anschliessend sollt ihr euch alle betrinken.

Aber die Möglichkeit der direkten Sterbehilfe gibt es in Deutschland nicht. Sie würde ihm die Reise in die Fremde ersparen. Das ist entwürdigend, sagt Urban. Könnte ich nur daheim sterben!

Leutkirch fliegt vorbei, der halbe Weg ist geschafft. Das Allgäu, samtgrüne Hügelwellen, im Süden zacken die Alpengipfel in den Himmel, sie sind zum Greifen nah. Urban wacht kurz auf, lächelt. Sagt zur Ermutigung seiner Begleiter: Alles klar?

Heute hat er auf wackligen Beinen das Haus verlassen, um noch einmal die Spuren der Kindheit nachzugehen. Die geheimen Schwammerlplätze im Wald. Das holzwurmzerfressene Bienenhaus. Das Bolzgeviert vor dem Stadel mit dem barocken Wandgemälde vom hl. Sebastian, dem Märtyrer. Das Kinderzimmer, in dem sich die Brüder Wurfpeile gegenseitig in ihre Betten nagelten. Er nimmt Abschied, seine Entscheidung ist gefallen, unwiderruflich, endgültig.

Für die Mutter und die Geschwister ist die Entscheidung noch nicht gefallen. Sie hoffen und beten. Dass er endlich sterben kann. Dass er friedlich einschläft. Dass er erlöst wird. Jeden Abend sitzen sie auf der Holzbank vor dem Haus, rauchen, reden, schweigen, schauen hinauf zum leeren Strochnest über dem Getreidespeicher. Und immer wieder werden sie zerrissen vom Zweifel. Natürlich wollen sie, dass ihr Bruder lebt, gesund wird, wieder lacht. Sie wollen das, weil sie ihn lieben. Und weil sie ihn lieben, wünschen sie ihm einen schnellen Tod.

Urban's Schicksal hat die Familie zusammengeschweißt, die Mutter und ihre Kinder sind sich so nahe wie nie zuvor. Keiner empfindet die Intensivpflege als unzumutbare Last, sie ist beschwerlich und oft bedrückend, aber, sie wagen es kaum auszusprechen, auch beglückend.

Urban sagt: Nächsten Sonntag will ich in der Schweiz sterben.

Dignitas, das wäre die ultima ratio. Aber wie erklären die Geschwister das der Mutter? Sie ist gläubig, katholisch, und sie weiß noch nichts von den Diskussionen, die die Geschwister seit Wochen hinter vorgehaltener Hand führen. Sollen sie lügen, ihr eine wundersame Spezialklinik in Appenzell vorgaukeln? Nein, sie wollen diesen Weg ja selber nicht gehen, auf gar keinen Fall, sie halten nichts vom Sterbetourismus. Und so sitzen sie vor dem Haus, Abend für Abend, und ihre Worte und Gedanken drehen sich im Kreis. Immer wieder die gleichen Fragen, die gleiche Ratlosigkeit, das gleiche Dilemma.

Dürfen wir dem Drängen unseres Bruders nachgeben? Befinden wir uns im Sog einer Mitleidstötung? Erwartet ihn in Zürich wirklich ein menschenwürdiger Tod? Gibt es nicht doch noch Alternativen? Eine rettende Therapie? Ein schönes Hospiz? Mehr Morphium, noch viel mehr, so viel, dass ihr Bruder einfach fortschwebt? Sie erwägen in ihrer Gewissensnot sogar, Urban gemeinsam eine tödliche Spritze zu setzen und sich anschließend einzeln zu beschuldigen. Aber ein befreundeter Rechtsanwalt erklärt ihnen, dass unter Umständen dann jeder einzeln angeklagt werden könnte. Tatbestand: Tötung auf Verlangen. Oder gar: gemeinschaftlicher Totschlag.

Sie müssen doch etwas tun! Aber sie wissen nicht mehr, was sie tun sollen. Doch ein Hospiz? Kommt überhaupt nicht mehr in Frage, blockt Urban ab. Er hat darüber gelesen, er kann nicht einmal die verlogene Sprache ertragen. Lebenssattes Sterben, steht in einer Broschüre. So ein Schmarren, sagt Urban. Er hat keinen Hunger mehr nach Leben, die sinnlose Quälerei möge endlich aufhören.

Urban ist euer geliebter Bruder, ihr könnt ihn doch nicht einfach abtransportieren in die Schweiz! Die Schwägerin bekommt einen Heulkampf. Sie bittet, den Mann ihrer Schwester zu konsultieren, einen Internisten in Stuttgart. Der plädiert gegen die Sterbehilfe und für eine intensive Schmerztherapie in einem Hospiz. Der Vater des Internisten ist ganz anderer Ansicht. Auch er ist Arzt, und er hat zwei Finalpatienten nach Zürich begleitet, aussichtslose Fälle, alte, vereinsamte, todkranke Menschen. Der Sterbende, vor allem wenn er jünger sei, habe eine Verantwortung gegenüber den Lebenden, wendet der Sohn ein, sein Abschied sei eine soziale Interaktion, er sterbe nicht allein. Es gibt ein Recht auf Leben, und es gibt ein Recht auf den Tod, entgegnet der alte Arzt. Es ist der Schlüsselsatz, den auch Urban oft wiederholt.

Er hat seine Angelegenheiten geordnet, ein Testament verfasst, von seinen Freunden, seinen Arbeitskollegen, seiner Stadt, seiner Wohnung mit dem Alpenblick, seinem glücklichen, aber viel zu kurzen Leben Abschied genommen. Urban hat mit allen und allem abgeschlossen. Er lässt los.

Die Ärzte geben ihm noch zwischen zwei Wochen und sechs Monaten, es werden grausame Tage sein, und er wird vermutlich so sanft und schnell nicht einschlafen können, in seinem Körper tobt ein Krieg, sein Herz ist stark, die Konstitution immer noch passabel, er war ein ausgezeichneter Skifahrer und Fußballer. Er trägt auch im Krankenbett sein kanariengelbes Trikot mit der Nummer 10, Ronaldo, Brasil. Macht euch keine Sorgen, wir fahren nach Zürich, tröstet Urban. Ihn beschleichen keine Zweifel mehr, obwohl auch er sich nach einem

anderen Ende sehnt. Dann redet er vom Wind. Er mag die Herbstböen, die nachts von der Wetterseite über den Hof fegen. Er will mitfliegen, über den Eichensaum des Waldes hinauf zu den Wolken und hinaus ins ewige Nichts. Er glaubt nicht an ein Leben im Jenseits.

Wangen. Die Entfernung wächst. Oder schrumpft sie? Ein Countdown in den Tod, denkt sich der Bruder, als er auf den Tageskilometerzähler schaut.

Wieder ein grauer, trübseliger Tag, der Nebel ist zur Mittagsstunde noch nicht gewichen. Urban, die Mutter und der Bruder stehen auf dem neuen Friedhof, sie müssen eine Grabstelle auswählen. Eigentlich will Urban, dass seine Asche ins Meer gestreut wird oder in den Zürichsee. Aber das wäre unerträglich für die Mutter, die Urban inzwischen über sein Vorhaben aufgeklärt hat. Es ist schwer genug für sie, dass sie ihr zweites Kind widerstandslos in die Hände des Todes legen soll und dass es schon bald hier ganz allein ruhen wird. Willst du dich nicht doch lieber zu Vater legen? Fragt die Mutter. Sie gehen hinunter zum Familiengrab direkt an der Südpforte der Pfarrkirche. Urban schaut durch den marmornen Grabstein hindurch und murmelt: Ja, ich lege mich neben Pa.

Aber das ist nicht so ohne Weiteres möglich. Denn im aufgelassenen Gottesacker darf keiner mehr beigesetzt werden, er sinkt ab und ist überfüllt, deshalb hat man einen neuen angelegt. Ob es noch Ausnahmen gibt? Der Bruder verhandelt im Rathaus. Wann? Wie? Um wen handelt es sich denn da? Der Gemeindegemeindefürsprecher fährt alle Antennen aus. Wie soll ich das erklären, grübelt der Bruder, und er hört schon die boshafenen Gerüchte brodeln, das übelwollende Volksraunen in einem erzkatholischen Sprengel. Aber seine Familie hat beschlossen, das Tabu zu brechen und offen zu reden. Urban bekommt den Liegeplatz neben seinem Vater. Weil er keine eigene Familie hat. Nach ihm darf niemand mehr ins Familiengrab. Außer der Mutter.

Rückfahrt zum Elternhaus, vorbei an der alten Schule, am geschlossenen Kramerladen, am Dorfwirt, am fichtenumwachsenden Feldkreuz des Nachbarbauern. Es ist wie eine Fahrt in der Zeitmaschine, meint Urban, das da draussen gibt es alles nicht mehr. Wenn er jetzt einen Wunsch frei hätte! Er sieht sich im Biergarten unter rosablühenden Kastanien sitzen, eine Radlermass trinken und eine Semmel mit Leberkäse verspeisen. Einmal noch normal essen, einmal noch schmecken, Leberkäse. Und eine Essiggurke dazu.

Wieder sitzen die Geschwister auf der Hausbank, im steifen Westwind, der Nieselregen durch die kahlen Kirschbäume an der Abseite des Hofes peitscht. Ihren Bruder nimmt er nicht mit.

Unterdessen hat Urban Dignitas schriftlich um Sterbebegleitung gebeten. Die Familie hofft, dass ihn die Antwort aus Zürich nicht erreicht, heute nicht und morgen nicht und nicht übermorgen. Dass sie nie ankommen möge. Dass Urban Zeit zum natürlichen Sterben geschenkt wird. Er aber fragt jeden Morgen: Ist die Nachricht da? Habe ich einen Termin? Am 5. November trifft der Brief von Herrn Minelli ein. Dignitas teilt mit: Ihr Gesuch wird von einem unserer Ärzte geprüft, das „provisorische grüne Licht“ folgt innert kürzester Zeit, bitte senden Sie umgehend Geburtsurkunde, Meldebescheinigung, Ledigkeitsnachweis und Patientenverfügung.

Lindau. Die Passage bis zum Bodensee verläuft ohne Zwischenfälle. Hinter Bregenz verpasst Joe die Ausfahrt hinüber in die Schweiz, ein nervraubender Umweg. Endlich, der Grenzübergang Diepoldsau. Die Zöllner winken den Lieferwagen durch, keiner will einen Blick hinter die zugezogenen Vorhänge werfen. Nach der Rheinbrücke biegen sie in die

Autobahn A 13 ein, von da an geht's ganz schnell. Rorschach, Wil, Winterthur, Zürich. Der See schillert wie Quecksilber.

Am Abend vor der Abfahrt in die Schweiz hat Urban alle Freunde und Freundinnen zu einer Abschiedsfeier mit Cappuccino eingeladen. Für ihn ist es zugleich eine Generalprobe. Er hat oft geübt, ein Glas Wasser oder eine Tasse Tee in einem Zug zu trinken, und oft bekam er dabei Würgeanfalle und die Flüssigkeit quoll schäumend aus seinem Tracheostoma im Hals. Er will sicher gehen, dass er das tödliche Schlafmittel restlos hinunterschluckt, er will in Zürich nicht wieder aufwachen oder in ein Wachkoma sinken oder hirntot weitervegetieren. Die Ärzte müssten ihn nämlich zurückholen, wenn der Exitus nicht eintritt. Es ist der einzige Unsicherheitsfaktor. Das Restrisiko.

Die Freunde umlagern sein Bett, trinken Kaffee, hören Musik. Es wird viel gescherzt und gelacht, die Stimmung ist unbeschreiblich, eine Art traurige Fröhlichkeit, wenn es so etwas gibt. Sie sausen durch eine Achterbahn der Gefühle, und ganz vorn sitzt Urban, heiter, gleichmütig, getragen von jener unerschütterlichen Seelenkraft, mit der er alle auf seinem Weg mitnimmt. Und Tante Lisi erweist sich mit ihren Geschichten als Lehrerin der ars moriendi, der Kunst des Sterbens. Meine Güte, seufzt sie, die Jungen müssen gehen, wir Alten müssen bleiben und sind doch zu nichts mehr nütze. Wenn wir uns doch wenigstens in einen Kleiderkasten verwandeln könnten!

Ein Freund fragt ihn noch einmal.

Bist du dir sicher?

Hundert Prozent!

Da ist kein Zögern und Zaudern, kein Spiel mit dem Tod.

Die Villa ist nicht einfach zu finden. Nach Zürich hinein, durch die Innenstadt, auf der anderen Seite hinaus, dann über den Berg hinauf nach Forch, Kilometer 385, 15.30 Uhr. Am Ziel.

Ludwig Minelli öffnet die Haustür. Ein viriler, 73 Jahre alter Herr, schwarzes Seidenhalstuch, federnder Gang. Er redet sachlich und konzis, keine Kraftsprüche, Freitodbegleitungsroutine. Urban findet seine Teekannensammlung witzig. Und auch zum Arzt, der bei dieser finalen Besprechung zugegen ist, fasst er gleich Vertrauen. Das ist nach seinem Kreuzweg keineswegs selbstverständlich, denn er hat sie gründlich kennengelernt, die Mediziner in Deutschland.

Da war dieser emotionslose Chirurg, der ihn in München-Großhadern operiert hat, und der ihm, als er ihn um eine Prognose bat, kühl beschied: Von mir bekommen Sie keine geschriebene Zeile, ich weiß schon, was Sie vorhaben. Da war der Hausarzt in Rosenheim, ein besonnener und aufrichtiger Mann, den Urban mehr schätzte als alle anderen, die an ihm herumdokterten.

Ausgerechnet er konnte nicht zum Hausbesuch kommen, das 35 Kilometer entfernte Elternhaus liegt außerhalb seiner Zone. Da war der Hausarzt der Cousine, eher ein Gegner der Sterbehilfe, aber ein außergewöhnlich einfühlsamer Vertreter seiner Zunft, der die Entscheidung Urbans nicht billigte, aber angesichts seiner aussichtslosen Lage durchaus nachvollziehen konnte.

Da war der Palliativmediziner im Klinikum zu Ebersberg, auch er ein unaufgeregter, nachdenklicher Zeitgenosse, ein Glücksfall für todgeweihte Patienten. Da war die Hausärztin der Mutter, die einen Krankenbesuch ablehnte und sich weigerte, weiterhin Morphin zu



verordnen. Ihr Bruder wird die Mengen, die Sie spritzen, nicht überleben, rügte sie die Schwester. Die wie ein Schulmädchen abgekanzelte Arzthelferin irritiert das bis heute. Nicht nur, weil sie auf dreizehn Jahre Berufserfahrung zurückblickt, sondern weil die erhöhte Dosis angesichts der unsäglichen Pein von einer Expertin empfohlen worden war, von Krankenschwester S., die im Dachgeschoß des Elternhauses zur Miete wohnt und Urban auf seinem Leidensweg engagiert begleitet hat – sie ist Einsatzleiterin eines Hospizvereins.

Und da war schließlich der Dorfarzt, der, um es freundlich auszudrücken, nicht kooperativ war. Die Schwester wollte, dem Rat eines Onkologen folgend, über ihn Cannabis-Öl besorgen, das ist hochwirksam gegen Panikattacken und pendelt das psychische Gleichgewicht ein. Aber dieses Medikament fällt unter das Betäubungsmittelgesetz, und in den Ohren eines Landarztes tönt sein Name offenbar nach Haschsucht. Die Schwester war zum ihm gegangen, weil er die nächstgelegene Praxis führt, das hätte Zeit und Geld gespart. Der Dorfarzt aber sagte nein. Warum? „Ich bin doch nicht Ihr Ausputzer!“

Aber das ist jetzt alles nicht mehr wichtig. Urban erhebt sich aus dem tiefen Sofa in Minellis Kaminzimmer. Er kennt nun das Procedere, durch das er morgen hindurch muss, bis ins kleinste Detail. Noch eine Nacht leben. Nur noch eine Nacht sterben.

Hotel „Goldener Brunnen“, Rotachstrasse 33. Eine düstere Absteige, unten, in der Kneipe, abgerissene Gestalten, ein fettleibiger Mann mit Edelweißhosenträgern, der Kellner aus Sri Lanka im verspeckten Kittel. Warum muss die letzte Unterkunft so schäbig sein?, fragt die Schwester. Offenbar, weil hier niemand dumme Fragen stellt. Die Gäste – Trinker, Junkies, Abgestürzte – sind in ihrem eigenen Elend versunken. Die Rezeptionistin ist nett und diskret, sie kommt aus Zypern, ihr Vater starb an Kehlkopfkrebs, erzählt sie. Auch sie bohrt nicht nach. Sie weiß, worum es geht.

Zimmer Nummer 15, braune, abgestossene Möbel, im Teppich Brandspuren von Zigarettenkippen, das Wandbild zeigt eine laszive Frau mit weisser Katze. Um acht Uhr abends schrillt das Handy. Dignitas. Wann soll morgen die Begleitung stattfinden? – Zum spätestmöglichen Zeitpunkt, bittet die Schwester. 14 Uhr? Ja, okay.

Die Geschwister halten sich an den Händen. Sie liegen nebeneinander auf dem durchgelegenen Doppelbett, schauen zur Decke oder in den duffen Wandspiegel, schweigen, lachen, weinen, erzählen sich Anekdoten aus der Kindheit. Urban liegt bis vier Uhr morgens wach. Er ist vollkommen ruhig, gefasst.

Das letzte Frühstück, Kaffee, ein paar Löffel Eigelb.

Willst du noch an den See? Einen Capuccino trinken? Fragt die Schwester. Nein, wozu? Antwortet Urban.

Er durchschläft den Morgen. Die Schwester und der Freund gehen abwechselnd spazieren, der Bruder stolpert wie von Sinnen durch die Gassen.

Um die Mittagszeit will Urban doch noch etwas trinken, einen Campari Orange. Noch eine allerletzte Schluckübung. Danach schlummert er wieder ein.

13.55 Uhr, Gertrudstrasse 84. Herr W., ein Theologiestudent, der Urban in den letzten Lebensminuten begleiten wird, hat den Schlüssel zur Sterbewohnung vergessen, und das Gift ist auch noch nicht da. Eine ungeheuerliche Schlampe, das Sterben geht weiter, der Tod muss aufgeschoben werden. Diese Angst, flüstert die Schwester, als ob mich ein Kran 300 Meter in die Höhe gezogen hätte. Die Geschwister sind fassungslos, aufgewühlt, am Rande

des Verzagens. Sie halten sich fest am unerschütterlichen Gleichmut ihres Bruders. Er lehnt am Auto und blinzelt in das schwache Licht der Novembersonne. Was bedeuten schon sechzig Minuten mehr oder weniger Leben und Leiden? Er bündelt den versiegenden Rest seiner Lebensenergie fürs Sterben.

Daheim, in der Küche des Elternhauses, haben sich zur Todesstunde die Mutter und die nächsten Verwandten versammelt, um gemeinsam mit dem katholischen Diakon einen Rosenkranz zu beten. Auch er verwirft, wie es das Dogma befiehlt, jede Form der Sterbehilfe, es ist eine Todsünde. Doch er verteufelt Urbans Entscheidung nicht und tut, was ein wahrer Seelsorger tut: geistlichen Beistand leisten. Der Barmherzigkeit ist Zürich näher als der Vatikan.

Nach einer halben Ewigkeit öffnet sich die Tür. Im Vorraum hängt eine Karikatur, darauf ist ein Männlein zu sehen. Es steht auf einem Berggipfel und hält ein Giftfläschchen in der Hand. Im Tal locken die Diener der Apparatedizin mit frischen Organen, Niere, Leber, Herz. Das Sterbezimmer ist vielleicht zwanzig Quadratmeter groß. Sessel, Nachtkästchen, fünf Stühle, ein runder Tisch mit granatroter Decke, Kerzen, eine welke Rose, an der Stirnwand ein Ölbild. Eine Frau im roten Gewand, den Rücken dem Betrachter zugekehrt, hat sich auf ihre Arme gelehnt und starrt in den Urwald. Neben dem Kassettenrekorder liegt eine CD, Vivaldi, die vier Jahreszeiten. Auf einem Dreifuß in der Ecke surrt die Videokamera, alles, was nun geschieht, wird aufgezeichnet, zur juristischen Absicherung.

Ludwig Minelli tritt ein. Er vergewissert sich noch einmal, ob der Patient im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist. Urban ist vollkommen klar im Kopf, schon vor Stunden hat er das Morphium abgesetzt, der Schmerz quält ihn nicht mehr, sein Körper gleitet an der Schwelle des Todes in eine betäubende Agonie. Wenn einer in der Entscheidungskette ein ungutes Gefühl hat, dann wird dieser Prozess abgebrochen, erklärt der Jurist Minelli. Er öffnet einen Notausgang, man kann jetzt noch umkehren, es ist nicht zu spät. Aber Urban will nicht umkehren, er möchte sich erlösen, jetzt gleich. Er hat nicht mehr die Kraft, die Einwilligung in die Sterbebegleitung durchzulesen, die Schwester liest sie ihm laut und deutlich vor. Er nickt. Unterschreibt. Schickt seinen zitternden Bruder und seinen Freund hinaus. Er entläßt sie, weil er spürt, dass sie es nicht ertragen werden.

Nur noch die Schwester und der Theologiestudent sind im Raum. Urban setzt sich auf die Bettkante, Herr W. streut das Schlafmittel in das Wasserglas, 15 Gramm Natrium-Pentobarbital, eine letale Dosis. Urban nimmt das Gefäß mit zitternder Hand, führt es zum Mund, leert es in drei, vier kräftigen Zügen und lehnt sich an die linke Schulter seiner Schwester, Herr W. kniet vor ihm. Urban legt den Zeigefinger auf die Lippen. Er sagt nichts mehr, nur noch ein kurzes Psssst! entweicht seinem Mund. Nach zwei Minuten schläft er ein, die Schwester legt ihn aufs Bett und hält seine Hand. Urbans Züge entspannen sich, er lächelt, wie er seit März nicht mehr gelächelt hat. Er hat den Krebs besiegt. Er hat die Ketten seines Leidens gesprengt.

Nach knapp zehn Minuten setzt die Atmung aus. Nach sechzehn Minuten spürt die Schwester seinen Puls nicht mehr. Es ist 16.06 Uhr, 26. November 2004. Die Schwester wankt ans Fenster und öffnet es weit, damit die Seele ihres Bruders hinausfliegen kann.

Eine Gerichtsmedizinerin untersucht die Leiche und beglaubigt den Exitus. Im Vorraum befragen zwei Polizeibeamte die Geschwister. Ein Staatsanwalt protokolliert den Todesfall, um gerichtliche Nachforschungen auszuschließen.

Drei Wochen später trifft die Urne mit Urbans Asche beim Bundeszollamt in München ein. Sie wird überführt in das Leichenschauhaus von R. Bei der Beerdigung spielt ein Freund auf der Querflöte, heitere Melodien aus Kuba.

Auf dem Sterbebild steht ein Gedicht von Rainer Maria Rilke.

Der Tod ist groß.  
Wir sind die Seinen  
Lachenden Munds  
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,  
Wagt er zu weinen  
Mitten in uns.

Über die letzte Reise Urbans ist bis zum heutigen Tage kein einziges böses Wort in der katholischen Heimatgemeinde bekannt geworden.

ENDE